

Christian Fürchtegott Gellert : zum 200. Todestag am 13. Dezember 1969

Autor(en): **Jenny, Markus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte
Graubündens**

Band (Jahr): **12 (1970)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christian Fürchtegott Gellert

Zum 200. Todestag am 13. Dezember 1969

Von Markus Jenny

Er ist hin, euer Lehrer, Kinder Teuts!
Er ist hin, euer Führer, Bardenchöre!
Er ist hin, dein Verkünder, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen, deine Lust!
In der Pleiße Rauschen
quollen seine Lieder.
Ach! die Pleiße rauschet;
aber nimmer, nimmer
quillt von ihm ein Lied darein!
Seufzt, Ufer!
Blumen an den Ufern!
Nimmer, nimmer quillt von ihm ein Lied
[darein!]

So besang einer vor 200 Jahren den Tod eines Leipziger außerordentlichen Professors für Rhetorik, Poesie und Ethik namens Christian Fürchtegott Gellert. Der also Geehrte war ein treuer Anhänger der lutherischen Konfession, und der diese Verse schrieb, ein — Jesuit. Wie das?

Das ist nur *ein* Belegstück unter vielen für das, was ich «das Rätsel Gellert» nennen möchte. Die 200. Wiederkehr des von jenem österreichischen Jesuiten Michael Denis mit schwungvollen Versen gefeierten Todestages mag uns Anlaß sein zum Versuch einer Lösung dieses Rätsels.

Christian Fürchtegott Gellert wird in jeder deutschen Literaturgeschichte genannt. Aber er ist im Grunde darin nur eine Nebenfigur. Man kennt ihn als den Schöpfer des ober-sächsischen rührenden Lustspiels (dessen Verteidigung auch seine Antrittsvorlesung von 1751 galt) und als Verfasser des ersten deut-

schen empfindsamen Romans. Überdies wirkte er durch seine «Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen» (1751) stil- und geschmackbildend auf die bürgerliche Gesellschaftskultur seiner Zeit. Als Vertreter der Empfindsamkeit wurde Gellert zum Wegbereiter der mit Klopstock anhebenden neuen Aera der deutschen Dichtkunst, die alsobald in Schiller und Goethe einen unübersehbaren Höhepunkt erleben sollte. Aber was ist das schon? Jedenfalls nicht Anlaß für ein Gedenkjahr!

Es ist nicht Gellerts literarhistorische Bedeutung, die ihn seiner Zeit und der Nachwelt teuer machte. Vielleicht waren es seine Werke? Zu dieser Annahme könnte uns die folgende Begebenheit veranlassen. Es muß um 1750 gewesen sein, daß ein Bauer aus der Umgebung vor der Junggesellen-Wohnung des Privatdozenten Gellert in Leipzig seinen mit Brennholz beladenen Wagen anhielt, um dem Herrn Magister mit dieser Gabe zu danken für das Vergnügen, das dieser ihm mit seinen Fabeln bereitere. Gellert war zu Tränen gerührt.

Seit 1742 waren einzelne seiner Gedichte erschienen, und 1746/47 kamen sie als eigenes Bändchen heraus. Sie wurden sofort in die Sprachen aller Länder, die damals mit Deutschland kulturellen Kontakt pflegten, übersetzt und brachten ihrem Verfasser unbeschränkten Dichterruhm. Und dies nun eben bei Hoch und Niedrig, wie das rührende Dankesgeschenk jenes sächsischen Bauern zeigt, das nur eines unter vielen war. In seiner Bescheidenheit lehnte Gellert solche Geschenke

übrigens häufig ab und ließ sie Bedürftigeren zukommen.

Liest man heute diese Fabeln und Geschichtchen in Gedichtform, so kann man nur schwer verstehen, wie sie solchen Dichterruhm begründen konnten. Die Literaturgeschichte hat denn auch in der Folge über den Dichter Gellert ein vernichtendes Urteil gesprochen. A. C. F. Vilmar hat es am schärfsten formuliert; und er ist im wesentlichen unwiderlegt geblieben. Was der Hymnologe Wilhelm Nelle 1905 schrieb, gilt noch heute: «Man ist heute, ja man ist seit Goethe darüber einig, daß Gellert eigentlich kein Dichter war.» Mag dieses Urteil auch im Hinblick auf Einzelnes aus dem Werke Gellerts Modifikationen erlauben, so kann das «Rätsel Gellert» doch durch den Hinweis auf die dichterische Potenz des Leipziger Professors nicht gelöst werden. Es wird im Gegenteil verstärkt durch das krasse Mißverhältnis zwischen dichterischer Potenz und Wirkung dieser Werke.

Noch haben wir das Werk allerdings nicht genannt, das den Namen dieses Dichters am weitesten und nachhaltigsten bekannt gemacht hat: die «Geistlichen Oden und Lieder», die der inzwischen zum außerordentlichen Professor Promovierte nach langem Zögern 1757 herausgab. Das Bändchen enthält 54 Lieder, die in beispielloser Weise sofort in weiteste Kreise Eingang fanden und ins Französische, Dänische, Russische, Holländische, vereinzelt auch ins Englische und Rätoromanische übersetzt wurden. Auffallend ist, wie rasch und in welcher großen Zahl die Komponisten sich dieser Oden und Lieder annahmen: Schon im Jahr nach ihrem Erscheinen legten zwei der namhaftesten deutschen Komponisten Vertonungen je aller 54 Lieder vor: der Bachschüler und zweite Nachfolger seines großen Lehrers im Thomas-Kantorat, Johann Friedrich Doles, und Carl Philipp Emanuel Bach, Johann Sebastian's zweiter überlebender Sohn, Telemann's Patenkind und damals Musiker am Berliner Hof. Außerdem erschienen im selben Jahr 1758 in Berlin anonym zwei weitere Vertonungen des ganzen Liederbuchs. 1760 legte Johann Joachim Quantz, der Flötenlehrer und

Freund Friedrichs des Großen, «Kirchenmelodien» zu denjenigen Gellert-Liedern vor, «die nicht nach den gewöhnlichen Kirchenmelodien können gesungen werden». Ein kirchliches Amt veranlaßte diesen Komponisten nicht dazu. 1761 folgte Johann Adam Hiller, der spätere Nachfolger Doles', Gellerts Schüler und Freund in Leipzig, mit einer neuen Vertonung aller Gellert-Lieder. Besondere Beachtung fanden diese Gedichte auch in der Schweiz, wo der Wetzikoner Pfarrer Johannes Schmidlin 1761 mit einer weit herum verwendeten Vertonung des ganzen Werks voranging. Sein Schüler Johann Heinrich Egli hat die Gedichtsammlung gleich zweimal vertont. In Bern kam 1767 eine anonyme Vertonung heraus, der 1804 diejenige des Münster-Kantors Nikolaus Käsermann folgte. Basel hatte in Jacob Christoph Kachel (Handschrift auf der dortigen Universitäts-Bibliothek), Winterthur in einem gewissen Wernhammer (Leipzig 1777/1783) und Schaffhausen in Samuel Gottlob Auberlen (1817) je seinen Gellert-Komponisten. Unter den vielen, die *einzelne* Gellertlieder vertont haben, finden wir neben handwerklichen Herstellern von meist reichlich platten Gesangbuch-Melodien auch Namen wie Haydn und Beethoven. Des letzteren Vertonung von «Die Himmel rühmen des ewigen Ehre» dürfte zu den allerbeliebtesten und meistbearbeiteten Stücken deutscher Musik gehören.

Aber nicht nur in der Kunstmusik, sondern auch — zum Teil durch deren Vermittlung — im Kirchengesang fanden Gellerts Texte sofort Eingang, und dies in einem Ausmaße, welches im Laufe von 150 Jahren zu eigentlichen Rekordziffern führte: Von den 54 Liedern, die Gellert — ohne an den Gemeindegesang zu denken — der Veröffentlichung würdig erachtete, standen am Anfang unseres Jahrhunderts laut einer sorgfältigen Untersuchung Nelles (1905) 47 in deutschen Kirchengesangbüchern, mit insgesamt 791 Vorkommen häufiger als die Lieder von Rist und Tersteegen zusammen; auch Paul Gerhardt, der zwar eine noch höhere Ziffer der Vorkommen erreicht, ist nicht mit einem so hohen Prozentsatz seiner Lieder

in die Gesangbücher gekommen. In unserem alten Ostschweizer Gesangbuch, aus dem bis 1952 gesungen wurde, hielt Gellert mit 36 Liedern die Spitze; von Gerhardt waren nur 17 da. Und noch 1936 hielt es der evangelisch-reformierte Synodalrat des Kantons Bern für richtig, daß «gerade in unserer gegenwärtigen Zeit, da so vieles wankt und weicht, das uns teuer ist», diese Gedichtsammlung in vollem Umfang neu erscheint (als richtiges Volksbuch mit dem kleinen Einmaleins auf der letzten Seite!).

Mit dem zweiten Weltkrieg ging Gellerts Ruhm jedoch auch in der Kirche zu Ende. Standen in der ersten Jahrhunderthälfte 13 Gellert-Lieder in nahezu allen deutschsprachigen Gesangbüchern, so enthält das nach dem Kriege geschaffene evangelische Einheitsgesangbuch Deutschlands nur noch deren vier. Und die acht Lieder Gellerts, die unser Probeband 1941 noch übriggelassen hatte, konnten für das endgültige neue Gesangbuch nur mit Mühe (in einem Fall mit Stichtentscheid des Kommissions-Präsidenten) auf elf erhöht werden. Paul Gerhardt steht jetzt mit 30 Liedern an der Spitze.

Man wird sagen müssen, daß diese Korrektur notwendig war. Gewiß gibt es bei Gellert einige Strophen von überzeitlich-klassischer Prägung, was Form und Inhalt angeht. Aber kaum in einem Lied hält er diese Höhe durch. «Die andächtige Erhebung geschieht», sagt Johannes Pfeiffer von Gellert mit Recht, «in der Weise überzeugender Erwägung und überredender Auseinandersetzung: gewissenhaft werden die Gründe vor Augen gestellt, die für Gottes schöpferische Weisheit und vorsorgende Güte sprechen. Das führt einerseits zu hölzerner Umständlichkeit und pedantischer Auswagung, andererseits aber auch immer wieder zu Gebilden, die nüchterne Durchsichtigkeit und nachdrückliche Genauigkeit mit zielstrebigem Geschlossenheit verbinden.» Auch von dieser Seite her enthüllt sich uns das Rätsel Gellert also nicht restlos.

Ich meine, daß wir der Lösung beträchtlich näher kommen, wenn wir endlich einen Blick auf seine Person werfen.

Gellert kam im Pfarrhaus von Hainichen unweit Freiberg im sächsischen Erzgebirge am 4. Juli 1715 zur Welt. Er war das fünfte von insgesamt 13 Geschwistern. Von seinem Vater, Magister Christian Gellert, der während mehr als 50 Jahren als Pfarrer in dieser Gemeinde wirkte, dürfte Christian Fürchtegott seine dichterische Begabung geerbt haben. Seine Mutter, eine geborene Schütz, hat in ihn den Keim zu einer tiefen und echten Frömmigkeit gelegt; sie wurde 80jährig und hat noch den Ruhm ihres Sohnes erlebt († 1759). Im übrigen muß Gellert eine strenge Erziehung genossen haben. «Ich habe frühe gehorchen gelernt», sagt er einmal. Warum Tugend, Pflicht und Gehorsam in seinem Denken und Reden eine so große Rolle spielen, wird von daher besser verständlich. Eine Ängstlichkeit, die sich bis zur schweren Hypochondrie steigerte, zeigte sich schon früh. Daß er als 15jähriger Jüngling in seiner Leichenrede auf ein im Säuglingsalter verstorbenes Patenkind stecken blieb, ist ihm sein Leben lang nachgegangen. Nach dem Besuch der Fürstenschule St. Afra in Meißen (seit 1729) studierte er (seit 1734) in Leipzig Theologie. Aber er wagte es seiner kränklichen Konstitution und vor allem seiner Scheu vor dem Reden auf der Kanzel wegen nicht, in den kirchlichen Dienst zu treten, obwohl er schon in seiner Kandidatenzeit ein gerne gehörter Prediger war. «Man ermüdete nicht, ihn zu hören», schreibt sein späterer Schüler und Biograph Johann Andreas Cramer. «Dies konnte nicht anders sein; denn zu seiner Zeit war es überall etwas Neues, die Wahrheiten der Religion in einer deutlichen und doch edlen Sprache und mit Empfindung vortragen zu hören; der Jüngling versprach so viel; man mußte von dem Manne notwendig mehr erwarten.»

Aber Gellert trat 1739 als Erzieher in den Dienst eines Grafen in Lüttichau bei Dresden und betreute seit 1741 einen Neffen, der in Leipzig studierte, wobei er seine eigenen Studien fortsetzte, die er als 28jähriger 1743 mit dem Magistergrad abschloß. 1744 habilitierte er sich an der philosophischen Fakultät als Privatdozent für Dichtkunst und Beredsamkeit.

Und nun war dem Manne, der aus Scheu vor dem Reden auf der Kanzel den Pfarrerberuf nicht ausüben wollte, auf dem Katheder in einem schier unglaublichen Ausmaße jener Erfolg beschieden, den man schon dem jungen Prediger glaubte voraussagen zu dürfen. Goethe, der um 1763 Gellerts Hörer war, berichtet in «Dichtung und Wahrheit» (Insel-Ausgabe S. 224 und 266): «Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts: alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswert . . . Gellert hatte sich nach seinem frommen Gemüt eine Moral aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas . . . Das philosophische Auditorium war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Teilnahme des edlen Mannes an unserem Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach . . .» Und Cramer bezeugt: «Gellerts deutliche, biegsame, aber etwas hohle Sprache näherte sich in ihrem Ton einer gewissen Wehmut, wodurch sie so rührend, eindringend und schmelzend wurde, daß man ihr nicht widerstehen konnte, und bei den ermahnen Stellen seiner Moral haben alle seine Zuhörer oft reichliche Tränen vergossen. Ohne ein Greis zu sein, hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greises. Die Lehre aus seinem Munde hatte die Anmut eines stillen Sommerabends kurz vor dem Untergang der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert.»

Goethes bekanntes Wort: «An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publikum beinahe eins», ist nicht übertrieben. Gellert hat tatsächlich durch seine Schrif-

ten und vor allem durch seine Lehrtätigkeit damals, wie ebenfalls Goethe sagt, «das Fundament der deutschen sittlichen Kultur» gelegt. Ein junger preußischer Offizier drückte Gellert einen Umschlag mit hundert Talern in die Hand mit den Worten: «Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert und gegen dieses Glück vertausche ich die ganze Welt nicht.» Und als unter den Leipziger Studenten einmal ein Krawall auszubrechen drohte, gelang es nur Gellert noch, die hitzigen Gemüter zu beruhigen. Ja mehr noch: «Daß die Gedanken der französischen Revolution in Deutschland nicht so zerstörend wirken konnten, ist zu einem guten Teil das Verdienst dieses frommen, volkstümlichen Mannes» (Jörg Erb).

Das alles erklärt sich nur zum Teil daraus, daß Gellert eben in dem Augenblick zu lehren begann, als die Aufklärung ihre erste Blütezeit hinter sich hatte. Es dürfte immerhin einigen Bekennermut gebraucht haben, auf einem Universitätskatheder damals zum biblischen Offenbarungsglauben positiv Stellung zu beziehen, und die Studenten zum Gottesdienst- und Abendmahlsbesuch mit Worten und durch das gute Beispiel anzuhalten. Daß Gellert das nicht in der Form des reaktionären Protests, sondern angetrieben von einer positiv-aktiven Kraft des Glaubens tat, trug wohl wesentlich dazu bei, daß er gehört wurde. Außerdem wurde natürlich seine aus pietistischen Quellen genährte Empfindsamkeit in der Form der gefühlvoll vorgetragenen frommmoralisierenden Tugendlehre als wohltuende Berieselung der dürren Wüsteneien, die der Rationalismus hinterließ, empfunden. Daß Gellert solchen Erfolg nicht gesucht hatte, sondern schlicht seine Pflicht tat, zeigt sich schon in der Tatsache, daß er 1761 eine Beförderung zum ordentlichen Professor unter Hinweis auf seine Kränklichkeit ausschlug.

Ehrfürchtige Bescheidenheit ist es auch, was das Verhältnis des so erfolgreichen Kirchenliederdichters Gellert zum Kirchenlied der vorangehenden Epochen kennzeichnet. Während Klopstock sich kaum genug tun konnte im Verändern alter Kirchenlieder, sagt Gellert im Vorwort zu seinen «Geistlichen Oden

und Liedern»: «Ich weiß alte Kirchengesänge, die ich mit ihren Melodien lieber fertiggestellt haben möchte, als alle Oden des Pindar und Horaz.» Trotzdem hält er es für richtig, daß man neue Versuche wagt, «ob es gleich gewiß bleibt, daß wir viel schöne Lieder haben, die in hundert Jahren noch eben so verständlich und geistreich sein werden, als sie vor hundert oder zweihundert Jahren waren. Wer diese verdrängt, um nur neuere dafür unterzuschieben, der ist gegen unsere Väter undankbar und gegen die Erbauung, welche sie schaffen, unempfindlich.»

In eben dieser Weise, in der Gellert dem älteren Kirchenliede gerecht zu werden versucht, müßte man ihm gerecht werden. Die evangelische Kirche kennt zwar keine Heiligenverehrung im römisch-katholischen Sinne. Aber sie hat dennoch ihre Heiligen. Und zu diesen gehört unzweifelhaft Christian Fürchtegott Gellert. Als der lutherische Bischof Wilhelm Stählin und der Schriftsteller Jörg Erb die Grundlagen zu einem evangelischen Hei-

ligenkalender legten, blieb Gellert unbeachtet; in Erbs großem vierbändigem Lesebuch dazu (Die Wolke der Zeugen, 1951—1963) fehlt dieser Name. Als aber die Evangelische Kirche Deutschlands 1962 diesen Kalender offiziell einführte, wurde er an einigen Stellen korrigiert, und dabei wurde unter dem 13. Dezember, seinem Todestag, Christian Fürchtegott Gellerts Name eingesetzt. Das war eine berechtigte Rehabilitation, die einer evangelischen Heiligsprechung gleichkommt. Nicht wegen seiner literargeschichtlichen Bedeutung, nicht wegen des Wertes seiner Dichtung, nicht wegen seiner Kirchenlieder und auch nicht wegen seiner Leistung als akademischer Lehrer, sondern wegen seines treuen Glaubensbekenntnisses, das er einem Leben in Schwachheit und Krankheit abrang und das echt und geliebt war, gehört Gellert unter die evangelischen Heiligen. Er ist und bleibt ein lebendiger Zeuge von der Kraft, die in den Schwachen mächtig ist.